

Globalisierung, Innovation und die risikoscheue Gesellschaft

Rede von Dr. Thomas Enders, CEO, EADS
und Vorsitzender der Atlantik-Brücke e.V.,
anlässlich der 19. Karl-Heinz-Beckurts-Gedächtnisrede
veranstaltet von Atlantik-Brücke e.V. und der DZ-Bank

Hannover, 25. April 2006

1.
Sehr geehrte Familie Beckurts,
meine Damen, meine Herren,

guten Abend.

„Entwickelt sich die Welt in die richtige Richtung?“, hat das kanadische
Umfrageinstitut GlobeScan gefragt. Und zwar Menschen in 19 Ländern
weltweit.

Die Antworten sind erhellend.

Drei Viertel der Chinesen und mehr als die Hälfte der Inder sagen ja.
Immerhin 45 Prozent der US-Amerikaner sagen auch: ja.

In Deutschland sind es – 19 Prozent. Nicht einmal jeder Fünfte also.

Die Botschaft dieser Zahlen ist klar. Und sie stimmt nachdenklich.

Größere Freiheit, wachsender Wohlstand, eine offene Welt – trotz aller
ökonomischer und politischer Unsicherheiten, die damit verbunden sind:
für Chinesen und Inder eine Gewinner-Perspektive.

Wenn man vor Ort ist, kann man es förmlich spüren: Ehrgeiz und
Energie liegen in der Luft.

Den Deutschen aber ist angesichts der Globalisierung der Glaube an
den Fortschritt und – so scheint es – auch an sich selbst abhanden
gekommen.

Und zwei Prozent Wirtschaftswachstum gelten schon als Durchbruch.

2.

Sicher hätte dieser Befund auch jenen Mann besorgt, dessen Andenken wir heute abend ehren: Professor Karl-Heinz Beckurts.

Seine Arbeit, sein Leben sind Inbegriff dessen, was wir mehr denn je brauchen: nämlich die vitale Verbindung von Wissenschaft und Wirtschaft, von Innovation und Industrie.

Beckurts hat sich sein Leben lang für den Fortschritt in Forschung und Industrie und für die friedliche Nutzung der Atomenergie stark gemacht.

Ein Einsatz, den er 1986 mit seinem Leben bezahlt hat. Sein Wirken aber hat heute neue Aktualität.

Das Thema Energie steht ganz weit oben auf der aktuellen Agenda und ist sogar Gegenstand von nationalen und internationalen Gipfel-Gesprächen.

Ja, möglicherweise stehen wir sogar vor einer weltweiten Renaissance der Kernkraft. Nur wird sie wahrscheinlich ohne uns stattfinden. --

20 Jahre nach dem Attentat auf Professor Beckurts ist Deutschland mit 40% Anteil Weltmarktführer in der Stromerzeugung per Windkraft.

Das hört sich zunächst gut an. Aber: Selbst in Deutschland liegt der Anteil erneuerbarer Energien am Energieverbrauch bei gerade einmal 6 Prozent – weltweit bei einem Prozent.

Eine Antwort auf den Energiehunger von aufstrebenden Wirtschaftsmächten wie Indien oder China können wir mit der Windkraft also nicht geben.

Stattdessen kaufen diese Länder Atomtechnologie in Japan, Frankreich oder den USA.

Nicht nur Umsätze gehen uns Deutschen dadurch verloren. Sondern auch Einfluss. –

3.

Meine Damen und Herren,

vor knapp 10 Jahren sagte der damalige Bundespräsident in seiner Berliner „Rück-Rede“:

„Wir haben kein Erkenntnis-, sondern ein Umsetzungsproblem“.

Ein in den Folgejahren immer und immer wieder zitierter Satz. Heute bin ich mir nicht mehr so sicher, ob Roman Herzog damit Recht hatte.

Wir haben mehr als ein Jahrzehnt Reform-Debatten hinter uns. Aber was hat sich wirklich bewegt? Ist die Botschaft der Globalisierung tatsächlich angekommen?

Denken Sie nur an das jahrelange Gezerre um die Verlängerung der Start- und Landebahn bei Airbus in Hamburg-Finkenwerder.

Noch immer scheint es, dass Vielen hierzulande ein paar Obstbäume wichtiger sind als Hunderte neuer Arbeitsplätze. --

Zwar sind politisch erste, wenngleich natürlich viel zu zaghafte Reformschritte gemacht.

Und die deutsche Wirtschaft hat sich auf die Globalisierung eingestellt und steht vergleichsweise manierlich da. Nicht zuletzt, weil sie so viel im Ausland produziert.

Aber warum fallen uns alle Schritte hin zu mehr Wettbewerbsfähigkeit im Lande so unendlich schwer?

Weil das Leitmotiv immer nur Anpassung an die Zwänge der Gegenwart heißt – aber nicht Gestaltung der Zukunft.

4.

Und hier sind wir beim Thema Risiko – besser gesagt: beim Thema Risikoaversion, Risikoscheu.

Unsere öffentliche Kultur ist ohne Frage vor allen Dingen eines: nämlich sicherheitsorientiert. Daran ist zunächst nichts Verwerfliches. Der Wunsch nach Sicherheit ist nur verständlich.

Nur: Was heißt Sicherheit heute? Was heißt Sicherheit in einer Zeit, in der wir Chancen wie auch Risikofaktoren im weltweiten Kontext einordnen und bewerten müssen?

Dazu gibt es eine ganze Reihe interessanter Befunde. Befunde, die meiner Ansicht nach darauf hindeuten, dass wir eben nicht nur ein Umsetzungs-, sondern vor allem ein Erkenntnisproblem haben!

Lassen Sie mich Ihnen ein paar Beispiele nennen.

Erstes Beispiel: Sicherheitspolitik.

Wie Sie wissen, spielt Sicherheit in meiner Industrie, der Luft-, Raumfahrt und Verteidigung, eine wichtige Rolle.

Die großen Themen der Sicherheitspolitik heißen heute: Schutz vor der Verbreitung von Massenvernichtungswaffen; Stabilisierung von zusammenbrechenden Staaten – so genannten „failing states“; und natürlich Maßnahmen gegen den Terrorismus.

Das sind die Herausforderungen an unserer Sicherheit.

Der ehemalige Verteidigungsminister Struck hat dazu ein inzwischen geflügeltes Wort geprägt. Er hat gesagt: „Die Sicherheit Deutschlands wird auch am Hindukusch verteidigt.“

Aber wovon fühlen sich die Deutschen am meisten bedroht? Die Bundeswehr hat eine entsprechende Studie in Auftrag gegeben.

Das Ergebnis: Fast zwei Drittel der Deutschen – nämlich 60 Prozent – fühlen sich am ehesten bedroht von... einer Kürzung der Sozialleistungen.

Höchstens 29 Prozent der Deutschen – deutlich weniger als ein Drittel also – fühlen sich überhaupt von Terrorismus, Massenvernichtungswaffen oder religiösem Fundamentalismus bedroht.

Trotz der Anschläge von Madrid und London, trotz Irans Atomwaffenprogramm, trotz ungeklärter Integrationsfragen und Parallelgesellschaften.

Damit unterscheiden sich die Deutschen in ihrer Wahrnehmung ganz erheblich von ihren Mitbürgern weltweit.

In der eingangs zitierten Studie von GlobeScan halten die meisten Menschen Terrorismus und Pandemien für die dringendsten Probleme – dicht gefolgt von bewaffneten Konflikten und Erschöpfung wichtiger Rohstoffe.

All diese Risiken wurden von 60 oder mehr Prozent der Befragten als „sehr ernst“ eingestuft. Wie gesagt: in Deutschland waren es höchstens 29 Prozent.

Zahlen, die, so meine ich, deutlich machen, wie stark wir Deutschen noch immer in einer Binnensicht gefangen sind.

Einer Perspektive, die – so viel auch immer von Globalisierung die Rede ist – ohne Weitsicht ist. Ohne Realismus. Und eine Perspektive, die nicht allein Risiken ausblendet, sondern eben gerade auch Chancen.

5.

Damit sind wir bei einem zweiten, sehr aktuellen Beispiel – der Altersvorsorge.

Gerade in der aktuellen Diskussion um Rente und Altersvorsorge müsste das Streben nach einer breiten Teilhabe am globalen Wachstum eine große Rolle spielen.

Das vorrangige Instrument, um an den Chancen und Erträgen der Globalisierung teilzuhaben, sind Aktien und Aktienfonds.

Chancen, die wir Deutschen kaum nutzen, wie sich an Zahlen klar ablesen lässt.

Während nämlich die Amerikaner während des Jahres 2004 rund 130 Milliarden Euro in Aktienfonds investierten, zogen unsere Landsleute im gleichen Jahr 3,5 Milliarden aus Aktienfonds ab.

Und während heute rund ein Drittel der Amerikaner Aktien oder Fonds besitzen, sind es nur gut 16% der Deutschen. Mit in den letzten Jahren fallender Tendenz.

Stattdessen favorisieren wir Festgeldanlagen, Lebensversicherungen oder Immobilien.

Kurzum: Wir leben in einer Kultur, die bescheidene, sogar sinkende, aber stabile Zinserträge der Teilhabe am globalen Wachstum vorzieht.

Einer Kultur, die sich nicht beteiligt an den Chancen auf Wertzuwachs, die die Globalisierung eröffnet.

Einer Kultur also, die nicht nur Rendite verschenkt.

Sondern die – im weiteren Sinne – auch missversteht, dass das Ausblenden und Meiden von Risiken am Ende eben nicht gleichbedeutend ist mit mehr Sicherheit.

6.

Warum sind diese Beispiele von Interesse? Weil sie ein Schlaglicht werfen darauf, warum wir uns mit der wirtschaftlichen und technologischen Innovation so schwer tun.

Die Bereitschaft zur Innovation – technologisch wie gesellschaftlich – ist aufs Engste verknüpft mit dem „mindset“ der Bürgerinnen und Bürger.

Bereitschaft zum Risiko, Interesse an Technologie und individueller Einsatz, also Fleiß sind dabei ausschlaggebende Faktoren.

Die individuelle „Mikroebene“ bestimmt hier ganz wesentlich die volkswirtschaftliche Makroebene. Und damit auch unsere Handlungsmöglichkeiten und vor allen Dingen Handlungsnotwendigkeiten mit Blick auf die Frage: Woher kommt der Wohlstand von morgen?

Andere scheinen von der strategischen Einstellung her weiter zu sein als wir in Deutschland: etwa die Chinesen.

Die verfolgen einen ganz klaren Plan, wie sie den Aufschwung in ihrem Land weiter vorantreiben wollen. Dieser Plan der chinesischen Regierung benennt drei Wellen der Industrialisierung:

1. billige Arbeitskräfte für die Produktion

2. günstiges Investitionskapital
3. bestausgebildete intellektuelle Ressourcen.

Ich schätze, wir befinden uns derzeit im Übergang von Stufe 2 zu Stufe 3.

Die Chinesen holen bei den Ausgaben für F&E dramatisch auf.

So wendeten die Chinesen im Jahr 2000 nur etwa ein Viertel des europäischen F&E-Gesamtbudgets auf. Nur 3 Jahre später, 2003, war es schon fast die Hälfte.

Mit anderen Worten: Globalisierung bedeutet heute schon weitaus mehr als die Verlagerung von Industrie-Arbeitsplätzen in Billiglohnländer. Auch wenn die europäische Diskussion noch immer vor allem von diesem Bild geprägt ist.

Nein, Globalisierung ist längst bei den hochwertigen Tätigkeiten in Forschung und Entwicklung angekommen.
Das merken wir beispielsweise auch bei uns in der Luftfahrtindustrie.

Zum einen profitieren wir – angesichts des Ingenieurmangels bei uns in Westeuropa – von den zum Teil exzellenten Fachleuten beispielsweise in Russland.

Zum anderen aber machen Länder wie Indien oder China ihre Teilhabe an unserer Technologie zur Vorbedingung, ohne die es für uns keinen nachhaltigen Marktzugang gibt.

Böse Zungen sprechen hier geradezu vom chinesischen Geschäftsmodell: Marktanteile gegen Technologietransfer. Und ganz von der Hand zu weisen ist das ja nicht.

Jede enge Kooperation beinhaltet auch Know-how- und Technologietransfer. Von beiderseitigem Nutzen kann sie trotzdem sein.

So entwickelt unsere Hubschrauber-Division Eurocopter derzeit gemeinsam mit den Chinesen einen 7-Tonnen-Transporthubschrauber, der nicht nur den chinesischen Bedürfnissen entspricht, sondern vor allem auch unsere Modellpalette verbreitert.

Dennoch: Selbstverständlich rüstet sich China für den dauerhaften Eintritt in die globale Hightech- und Wissensökonomie. Und natürlich versuchen sie, westliches Know-how ins Land zu bekommen.

Das heißt für uns einerseits: Konsequenter, bestmöglicher Schutz unseres intellektuellen Eigentums.

Aber vor allem heißt das doch: Wir müssen unsere Technologiepipeline schneller denn je wieder auffüllen!

Also Entwicklungszyklen verkürzen, schneller von der Invention, d.h. der einzelnen Erfindung, zur Innovation, also zum konkreten Produkt, das am Markt erfolgreich ist, kommen.

Wie gehen wir mit dieser Herausforderung um?

Derzeit scheinen wir nicht sonderlich gut darauf vorbereitet zu sein, wie sich an einer Handvoll OECD-Indikatoren leicht ablesen lässt:

- Deutschland gibt pro Kopf signifikant weniger für F&E aus als etwa Schweden, Finnland oder die USA, nämlich nur etwa 700 Dollar, während es in Schweden 1150 Dollar sind, in den USA 980.
- Von 1000 Beschäftigten arbeiten in Deutschland 7 in der Forschung. In Schweden, Japan und den USA sind es 10, in Finnland sogar 17.
- Hinzu kommt: Der Abstand zwischen Europa und den USA in puncto Forschung und Entwicklung wird stetig größer: 1981 betrug der Abstand noch „nur“ 27% - immerhin mehr als ein Viertel. 1991 war es schon ein Drittel. Und heute sind es schon 42%, also fast die Hälfte, die die Amerikaner mehr für F&E aufwenden als wir in Europa.

Wenn wir auf den Anfang der Wertschöpfungskette neuer Ideen, nämlich auf das Bildungssystem schauen, dann stellen wir fest, dass auch da die Botschaft der Globalisierung in Deutschland noch nicht verstanden ist:

Denn während Deutschland rund 5 Prozent des Bruttoinlandprodukts für Bildung aufwendet, sind es in Frankreich 6, in den USA 7 und in Korea sogar 8 Prozent.

Aber es geht – noch einmal – nicht um mehr Mittel allein. Sondern um Einstellungen.

Interessant in diesem Zusammenhang sind die Ergebnisse der Studie „Innovationsindikator Deutschland 2005“, die das DIW im Auftrag von BDI und Telekom-Stiftung erarbeitet hat:

- Die Arbeitsmotivation der Deutschen (2,06) liegt weit hinter der von Japan (5,65) und USA (7,0)
- Auf dem letzten Platz unter 13 Industrieländern liegt Deutschland in puncto „Einstellung zu unternehmerischem Risiko“ mit 1,0 Punkten. Die USA erreichen wiederum 7,0 Punkte.
- Was die Innovationsfähigkeit und –freudigkeit der Deutschen angeht, liegen wir damit weit hinten, nämlich auf Platz 10 von 13. Spitzenplatz USA, gefolgt von nordischen Ländern und UK.

7.

Auffallend bei diesen Ergebnissen: Die starke Position der USA, oder, genauer gesagt: der Amerikaner. Glaubt man dem DIW, so sind sie fleißiger, risikobereiter, technikinteressierter – und damit unter dem Strich weitaus innovativer als wir. Mancher von uns kann das auch aus persönlicher Erfahrung bestätigen.

Umso erstaunlicher aber ist doch:

Wenn in Deutschland über Globalisierung diskutiert wird – tatsächlich geht es ja eigentlich zumeist um die Frage, wie man sich vor der Globalisierung in Sicherheit bringen kann – dann fällt oft ein Schlagwort: das von den amerikanischen Verhältnissen, die man nun auf keinen Fall wolle.

Abseits der billigen, aber weitgehend unhinterfragten Polemik bedeuten „amerikanische Verhältnisse“ vor allem eines – nämlich Erfolg, und zwar volkswirtschaftlich wie auch für den einzelnen.

Die Fakten sprechen eine klare Sprache:

- Das Pro-Kopf-Einkommen liegt in den USA rund ein Drittel höher als hier in Europa. Und der Abstand wächst schon seit 1995 stetig weiter.
- Das amerikanische Wirtschaftswachstum lag in den vergangenen 25 Jahren durchschnittlich um die Hälfte höher als in Deutschland.
- Und: die USA schaffen neue Arbeitsplätze. Auch das unterscheidet sie von Deutschland und Europa. Allein von 2000 bis 2005 sind fünf Millionen neuer Jobs entstanden.
- Wie vor 30 Jahren gehören auch heute rund 45 Prozent der amerikanischen Haushalte zum Mittelstand – auch von einem Auseinanderdriften der Gesellschaft in Wohlhabende auf der einen Seite und „working poor“ auf der anderen Seite kann keine Rede sein.

Vor allem aber: Diese Trends sind ungebrochen. Denn auch die Produktivität steigt in Amerika schneller als hier.

Mit anderen Worten: Bleiben diese Trends intakt, so wird das Pro-Kopf-Einkommen der Amerikaner in weniger als 20 Jahren doppelt so hoch sein wie das der Deutschen.

8.

Gut und schön, wird mancher einwenden. Aber ist Deutschland nicht nach wie vor Export-Weltmeister? Sind wir nicht doch eine der stärksten Industrienationen der Erde?

Die Antwort darauf ist ein zweifaches „Ja, aber“.

Denn erstens sind wir es nur mit Blick auf den Export von Gütern. Zählt man jedoch den Export von Dienstleistungen mit hinzu, belegt Deutschland nur den zweiten Platz hinter den USA.

Unter dem Strich liegen die USA mit 1.137 Mrd. Dollar klar vor dem vermeintlichen Exportweltmeister Deutschland mit Exporten im Wert von 1.046 Milliarden.

Und zweitens: Bei High-Tech-Produkten wie Pharma, Aerospace und Elektronik liegen unsere Ausfuhren nur minimal über den Einfuhren. Laut OECD führen wir nur 7% mehr High-Tech aus als ein.

Ganz anders das Bild im Bereich Medium High-Tech von Chemie über Autos bis Maschinenbau: hier liegen die Deutschen Ausfuhren doppelt so hoch wie die Einfuhren.

Ganz klar: Deutschland lebt von den reifen, von der OECD als „Medium High Tech“ eingestuften Industrien.

Welche Schlussfolgerung wollen wir daraus ziehen?

Welche Strategie wollen wir in Deutschland und Europa für die nächsten Jahrzehnte verfolgen? Grundsätzlich sehe ich zwei Szenarien:

Das erste könnte man – etwas zugespitzt – nennen: „Boutique Europa“: eine Konzentration auf Tourismus und Wellness, auf Mode und Design, auf Historie und Landschaft. Und eine Abkehr vom technologisch-industriell getragenen Wachstum.

Kurzum: Europa als Weltmacht des Lebensstils, als Dienstleister für die Industrienationen von morgen, als idyllischer Freizeitpark für chinesische Touristen.

Die Frage ist bloß: Können wir damit unseren Wohlstand finanzieren? Ich kann mir das, ehrlich gesagt, nicht vorstellen.

Deshalb plädiere ich eher für ein zweites Szenario: Ich nenne es das „Labor Europa“.

Ich will es mit drei Pinselstrichen skizzieren:

Erstens: Ausrichtung auf Innovation auf strategisch wichtigen Feldern. Dazu gehören ganz gewiss Pharma, Mobilität, Sicherheit und Energie. Auf solche Kernkompetenzen müssen wir unsere Ressourcen konsequent bündeln. Ähnlich, wie Singapur das vorgemacht hat.

Zweitens: Europa muss Vorreiter sein und Lösungen anbieten auf den Problemfeldern, mit denen sich auch die Chinesen in wenigen Jahren

und Jahrzehnten auseinandersetzen müssen: beispielsweise dem Umgang mit der alternden Gesellschaft oder verstärktem Umweltschutz.

Und drittens: Um diese strategische Ausrichtung zu bewerkstelligen, müssen wir – und diese Forderung ist, ich weiß, wenig originell – dafür sorgen, dass Deutschland in puncto Bildung wieder zur Weltspitze aufschließt.

Bildung, Wissenschaft, Forschung – von der Vorschule bis hin zu Eliteuniversitäten und zur lebenslangen Weiterbildung: all das sind Themen allergrößter Priorität.

Heute liegen 37 der Top 50 Universitäten in den USA. Mit Oxford schafft es nur eine aus Europa unter die Top 10. Als beste deutsche Universität schaffte es die Münchner, diesen Hinweis sehen Sie mir als Wahl-Bayern sich nach, immerhin auf Platz 51. Aber eben nicht auf die vorderen Plätze.

Nur ein Schlaglicht, aber eines, das uns nachdenklich machen muss.

9.

Das Zwischenresumé muss also lauten:

Die Globalisierung lässt alte Sicherheiten dahinschmelzen. Politische wie wirtschaftliche.

Neue Sicherheit und neuen Wohlstand gewinnen wir nur durch Innovation – und das heißt: nur wenn wir Risiken akzeptieren.

Risikoaversion, Vermeidungsverhalten, Binnensicht – all das wird Deutschlands Abstieg beschleunigen.

Deshalb noch einmal: Natürlich haben wir auch ein Umsetzungsproblem!

Aber wir werden es kaum lösen, wenn wir nicht zuerst und vor allem das Erkenntnisproblem angehen.

Hier liegt meines Erachtens die wirkliche Herausforderung an Deutschlands Eliten.

Was ist zu tun? Lassen Sie mich drei Punkte nennen:

1. Deutschland braucht Realismus. Die Wirklichkeit zwingt uns, die jahrzehntelange Schönfärberei vom „führenden Industrieland“ zu beenden.
2. Deutschland hat Nachholbedarf an etwas, das ich einmal „Strategiekultur“ nennen möchte – also einer klaren Sicht vor allem der Eliten hierzulande auf das, was zu tun ist.
3. Und das ist die schwierigste Aufgabe: Deutschland und die Deutschen müssen einige Selbstblockaden überwinden, die allerdings tief verwurzelt zu sein scheinen: Wir brauchen nicht mehr und nicht weniger als ein neues Verständnis von Sicherheit und Risiko.

10.

Welche Chancen haben wir, diese Veränderungen zu erreichen?

Ich sehe drei Ansatzpunkte:

1. Eine Chance könnte – mit viel Optimismus betrachtet – die große Koalition sein. Voraussetzungen dafür wären zum Beispiel
 - Die Umsetzung einer konsequenten Standortstrategie – das heißt, Setzen auf Hochtechnologie da, wo wir eine Führungsposition erreichen oder halten können.
 - Massive Investition in Bildung und Forschung und der Versuch, ausländische Toptalente ins Land zu holen
 - Der Abbau von Regularien auf viel versprechenden Forschungsfeldern wie Gentechnologie und Pharma.
 - Und schließlich, ganz im Sinne der Ergebnisse des Innovationsindikators des DIW, von dem ich vorhin schon sprach: Freisetzen der Kräfte des Einzelnen – Anerkennung für Leistung und Erfolg. Und keinen neuen, zusätzlichen Steuern!

Übrigens ist gerade dieser letzte Punkt einer, der meiner Überzeugung nach vor allem die Politik selbst betrifft.

Denn die Frage drängt sich doch auf:
Warum gehen so viele – wenn nicht fast alle – Top-Absolventen in die
Wirtschaft? Warum kaum einer in die Politik?

Ganz klar: weil die Anreize fehlen!

Vielleicht sind die hohen Altersbezüge für Abgeordnete wirklich etwas,
das man diskutieren muss.

Aber die kleinlichen Diäten-Diskussionen, die wir uns seit Jahren
leisten, machen den Beruf des Bundestagsabgeordneten keineswegs
attraktiver.

Die Höhe dieser Diäten ist für Spitzenkräfte wahrlich kein Anreiz – im
Gegenteil. Höhere Diäten, dafür aber „normale“ steuerliche Belastungen
und Pensionen würde Politiker wahrscheinlich etwas zurückhaltender
machen, was immer neue Steuererhöhungsvorschläge anbetrifft.

Die – der Ausdruck scheint mir hier durchaus angebracht – „politische
Kaste“ lebt, was steuerliche und Vorsorge-Belastungen angeht, auf
einem anderen Stern!

Die große Koalition – wenn sie den Mut hat – wäre sicher gut beraten,
auch an diesen Rahmenbedingungen für den Politikbetrieb
Entscheidendes zu verändern.

Nämlich derart, dass der Dienst für das Vaterland – lassen Sie es mich
ruhig einmal so pathetisch ausdrücken – auch für die „best and
brightest“ wieder attraktiv wird.

Nur so nämlich können wir meines Erachtens die Lücke zwischen
globalisierter Wirtschaft und nationaler Politik wieder schließen und
damit zu dem notwendigen Realismus und der notwendigen
Veränderungsdynamik finden.

Welche Ansatzpunkte für mehr Veränderungsbereitschaft gibt es noch?
Ich sehe

2., dass die öffentliche Diskussion wieder ernsthafter wird.

Die Herausforderung der demographischen Entwicklung wird langsam allen bewusst. Die heute 30- bis 40jährigen stellen sich die Frage nach ihrer Rente. Und allenthalben sehe ich wachsende Aufmerksamkeit dafür, dass Deutschland ohne Kinder in schwereres Fahrwasser gerät.

All das Hinweise darauf, dass wir vielleicht doch langsam in der Realität ankommen.

Und 3.: Am wenigsten wünschenswert, aber nach aller Voraussicht durchaus nicht am unwahrscheinlichsten: Die Erfahrung des Abstiegs – also Lernen durch Schmerz. Aber irgendwann ist ein point of no return erreicht.

11.

Wie lassen sich diese Überlegungen abschließend auf den Punkt bringen? Ich will versuchen, dies an einem Begriff zu tun: Fortschritt.

Ein Begriff, der, wie ich finde, sehr schön sowohl individuelle Einstellungen wie auch die Orientierung eines ganzen Landes umreißt.

Denn ist es nicht seltsam? Alle sprechen von Innovation – aber niemand spricht mehr vom Fortschritt.

Das Wort „fortschrittlich“ verdünnte sich schon vor 20, 30 Jahren zu „progressiv“.

Ein Begriff, bei dem der Akzent schon deutlich eher auf „sozialen“ Aspekten liegt. Wer sich als „progressiv“ bezeichnete, der kümmerte sich um Gleichberechtigung, aber nicht um Technologie.

„Innovativ“ nun ist eine weitere Verdünnungsstufe von „fortschrittlich“.

Denn definitionsgemäß steht beim Begriff der Innovation nur mehr der wirtschaftliche Nutzen im Vordergrund. Denn durch den unterscheidet sich schließlich die Innovation von der reinen Invention.

Das bedeutet aber für die gesellschaftliche Optik:

Mit der ausschließlichen Fokussierung auf Innovation verengt sich das Interesse an der Neuerung auf den wirtschaftlichen Nutzen.

Ohne – und genau das erleben wir ja – in ein Gemeinwesen eingebunden zu sein, das die Erneuerung schätzt, ja will. Das mehrheitlich an ein besseres Leben – auch dank Technik – glaubt.

Mit anderen Worten: Die politische Forderung nach Innovation wie das Streben nach Innovation in der Industrie sind eingebettet in ein skeptisches, defensives Umfeld.

Dieses Paradox prägt – zumindest unbewusst – das Verhältnis zur Innovation in Deutschland. 15.000 fehlende Ingenieure pro Jahr sprechen ja eine deutliche Sprache.

Ich kann nur hoffen, dass wir es schaffen, dieses Paradox aufzulösen, bevor wir den „point of no return“ erreicht haben.

Es ist Zeit, dass wir wieder mutig sind und den Willen zeigen, die Zukunft zu gestalten, anstatt uns ins Unvermeidliche zu fügen.

Die Erinnerung an Karl-Heinz Beckurts, seinen Mut, auch Unpopuläres auszusprechen und zu tun, kann uns dabei nur helfen.

Vielen Dank.